

Vom Sinn und Nutzen der
Gewalt in Lateinamerika



Michael Riekenberg

Vom Sinn und Nutzen der
Gewalt in Lateinamerika

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2023
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii,
Warschau

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-954-7

Erstmals lateinamerikanischen Boden betrat ich Anfang der achtziger Jahre. Das Flugzeug kam aus Miami und landete spät am Abend in der Hauptstadt von Guatemala, einem Land, das sich damals im Bürgerkrieg befand. Als ich vom Flughafen in die Innenstadt gefahren wurde, waren die Straßen menschenleer. Schließlich überholte uns ein Polizeiwagen, ich erinnere mich noch gut daran. Seine Scheiben waren zerschossen, und auf dem Rücksitz saß ein Polizist, der sein Gewehr im Anschlag aus dem Fahrzeug richtete. Greifbar war seine Angst, dass er und seine Kollegen in der Dunkelheit in einen Hinterhalt geraten könnten. So verspürte ich an jenem Abend ein beklemmendes Gefühl, das mich all die kommenden Jahre, die ich in Guatemala lebte, nicht mehr recht verlassen sollte und das ich in meiner Erinnerung noch heute mit diesem Land verbinde, trotz all seiner Schönheit. Aber immerhin: Dieses Gefühl brachte mich zu meiner Beschäftigung mit der Gewalt in Lateinamerika.

Im Sommer, der Regenzeit, des Jahres 1985 kam es in der Hauptstadt Guatemalas zu Unruhen, die ausgelöst waren durch Sparvorgaben des Internationalen Währungsfonds. Die Erhöhung der Busfahrpreise trieb die Menschen auf die Straße. In den Vierteln der Stadt rotteten sich Angehörige der Stadtarmut und krawallbegeisterte Jugendliche zusammen, und Studenten der größten staatlichen Universität

erklärten ihre Solidarität. Als eine Menschenmenge auf einer Ausfallstraße zur Universität zog, stellte sich ihnen die militarisierte Bereitschaftspolizei entgegen und sperrte mit Karabinern bewaffnet die Straße. Ein Fernsehsender übertrug, was geschah. Wer in Zeiten des Bürgerkriegs nun einen heftigen Gewaltausbruch erwartet hatte, sah sich getäuscht. Stattdessen stellten sich der Polizeioffizier und der Anführer der Menge zwischen den Linien zusammen. Zwar war nicht zu hören, was gesprochen wurde. Aber man sah, wie beide miteinander plauderten. Es wurde gelacht und geraucht, ehe man wie im Einvernehmen wieder auseinander ging. So hielt die Kamera ein Bild fest, das mich irritierte, weil es den Eindruck hinterließ, zwei Ebenbürtige wären einander begegnet. Jede Distanz, die beim Aufeinandertreffen des Polizeioffiziers mit dem aus der Not geborenen Anführer der Menge zu erwarten gewesen wäre, fehlte, sei es die Distanz zwischen Staatsgewalt und Aufrührer, die zwischen dem Fachmann und dem Laien der Gewalttat oder die Distanz im Habitus und Benehmen. Nicht Ungleiche begegneten sich im Schatten drohender Gewalt, so der Eindruck, sondern einander Gleiche. Damals wusste ich es noch nicht. Aber was ich gesehen hatte ist wie ein Schlüssel, um die Gewalt in Lateinamerika zu begreifen.

*

Das Ansinnen, das dieser Essay verfolgt, die Gewalt in Lateinamerika für uns zu begreifen, ist aus mancherlei Gründen kein einfaches Unterfangen. Es beginnt bereits damit, dass Lateinamerika in sich ungleich ist, ungleicher als Europa. Dies gilt für alles, was wir in Lateinamerika antreffen, angefangen von seinen Landschaften bis hin zu den Kulturen, in denen seine Bewohner sich voneinander abgrenzen und gegen einander stellen, um ihre Identität, auch ihre Würde, zu wahren. Der bedeutende mexikanische Schriftsteller und Essayist Octavio Paz hat deswegen einmal geschrieben, man könne Lateinamerika aufgrund all der Gegensätze, Brüche und Zerrungen, die es birgt, überhaupt nur in seiner Literatur verstehen. Erst die Literatur würde dem, wie Octavio Paz es nannte, »uneinheitlichen« Lateinamerika ein gemeinsames Antlitz geben, das ohne diese Erzählungen nicht existieren würde. Das, so lässt sich mutmaßen, gilt dann wohl auch für seine Gewalt, von der hier die Rede sein soll.

So will ich diesen Rat hier aufgreifen und dem Leser als Erstes von *El hablador* berichten, dem »Geschichtenerzähler«. Das mag den Leser verwundern. Denn »Der Geschichtenerzähler« scheint ja vom Gegenstand dieses Buches weit wegzuführen, handelt es sich dabei doch um einen, wie es in der Literaturkritik heißt, ethnographischen Roman. Aber was wäre, wenn wir diesen Essay schon mit

einem Stück Literatur beginnen sollen, geeigneter als dessen Nähe zur Ethnographie, um uns an den Grund Lateinamerikas zu führen? Dorthin also, wo wir auch erste Muster seiner Gewalt vermuten dürfen. So will ich zunächst über diesen Roman sprechen, bevor ich mich von ihm zur Gewalt und deren Dasein tragen lasse. Den Leser bitte ich deshalb um ein wenig Geduld; will er diese nicht aufbringen, so mag er die folgenden Seiten überschlagen, wenngleich ich dies bedauern würde.

Geschrieben hat »Der Geschichtenerzähler« der peruanische Schriftsteller und Nobelpreisträger für Literatur Mario Vargas Llosa. Ich las diesen Roman vor bereits vielen Jahren, aber ich erinnere mich noch gut, was mich damals bei seiner Lektüre in den Bann zog. Das war nicht seine Sprache, die doch eher nüchtern daherkommt. Auch war es nicht die Handlung, die wenig Höhen und Tiefen kennt. Von Gewalt handelt der Text, ja, aber dazu später. Vielmehr war es das unablässige Abprallen des Romans an seinem Gegenstand, dem Geschichtenerzähler der Machiguengas. Dies ist eine indianische Stammesgruppe im amazonischen Regenwald. Denn obwohl der Roman von diesem Geschichtenerzähler handelt und ihm in seiner Erzählung beständig nachspürt, bleibt der Geschichtenerzähler doch nur ein Schatten. Er ist, wie in dem Roman geschrieben steht, eine murmelnde, flüchtige Urwaldgestalt, mehr ist er nicht. Und was er erzählt, ist keine

Geschichte. Es ist, so heißt es im Text weiter, nur ein ungeordnetes Chaos, von allem ein wenig. Es ist ebenso spannend wie irritierend, davon zu lesen.

Nun will ich allem Folgenden voranschicken, dass Mario Vargas Llosa unter all den Schriftstellern Lateinamerikas, deren Werke ich kenne, anfangs keineswegs mein Favorit war. Lange Zeit zog ich Andere zur Lektüre vor, sprachmächtigere, wie mir schien. Tropische Dichter voller Blumensprachen. Im Vergleich dazu mutete mir Mario Vargas Llosa als karger Erzähler an, nüchtern im Habitus, hart in der Sprache, eben ein Geschöpf des unwirtlichen Hochlands Perus, wo sein Elternhaus steht. Aber dann stieß ich auf diese Figur des Geschichtenerzählers, der Vargas Llosa in seinem Roman Gestalt gibt. Diese Figur ist Saúl Zuratas alias *Mascarita*, die »kleine Maske«; ein Kind spanisch-jüdischer Eltern; ein Außenseiter in seiner Welt, im Gesicht verunstaltet, wie gebrandmarkt; Student der Ethnologie an der altherwürdigen Universität San Marcos in Lima, der Hauptstadt Perus; fasziniert von dem Regenwald des Amazonas und dem Indianischen; abgestoßen von der Welt der Städte und deren Aktivisten mit ihrem autoritären Moralisieren; nach dem Tod des Vaters ein Konvertit, der sein altes Leben aufgibt, in den Regenwald wandert und dort zum Geschichtenerzähler der Machiguengas wird. Es ist eine faszinierende Figur, die Vargas Llosa da in seiner Erzählung zu Papier gebracht hat.

Als realhistorische Figur ist der Geschichtenerzähler der Regenwaldindianer¹ wohl erstmals von dem Franzosen Paul Marcoy beschrieben worden, der Mitte der 1840er Jahre am Ufer des Flusses Urubamba auf einen solchen traf. In der kurzen Abenddämmerung des Regenwalds begann dieser zu sprechen. Der Geschichtenerzähler redet monoton, seine Worte sind ermüdend, kreisend. Er erzählt die ganze Nacht hindurch. Erst am neuen Morgen, im Schatten des Sonnenlichts, das den Wald nicht recht zu durchdringen vermag, verstummt er. Begriffe existieren in diesem Erzählen nicht, nur Bilder, Mythen. Schon der französische Philosoph und Anthropologe Lucien Lévy-Bruhl schrieb ja vor vielen Jahren über die, so hieß es, primitiven Völker am Amazonas: Unsere Denkart ist vor allem begrifflich und die ihrige keineswegs. So verlässt uns der Geschichtenerzähler. Oder wie es im Roman geschrieben steht: Er setzt uns ein Dunkel entgegen, das immer tiefer wird, je mehr wir versuchen, es zu durchdringen.

1 Unter den wissenschaftlichen Kennern des Amazonasraums und seiner Kulturen, den »Amazonikern«, dies sind vor allem brasilianische und französische Anthropologen, ist der Begriff des Indianers gebräuchlich. Die Bevölkerung im Hochland wird dagegen meist als Indigene bezeichnet.